

GELOBTES LAND I

Santiago Guzmán trat unter das Vordach seiner Hütte, beschattete die Augen mit der Rechten, blickte hinaus in die Wüste.

Das Land: flirrend in der Mittagshitze, ein steinernes Meer, in dem die Kiesel, Felsen und spärlichen Gewächse – Mesquites, Yuccas, Sotoles, strohtrockenes gelbes Gras – zu tanzen schienen. Alles war erstarrt und zugleich in Bewegung: das grau-braune Gestein, die halbverdorrten Pflanzen, die ihre stacheligen Köpfe einem Himmel entgegenstreckten, über den Tag für Tag eine unbarmherzige Sonne rollte; selbst die rostroten Berge im Westen zitterten und bewegten sich, eine Herde vorzeitlicher Wesen, scheinbar unaufhörlich weiter und blieben dennoch stets auf demselben Fleck.

Das Land vibrierte.

Wenige Schritte entfernt stand der Esel unter dem Beifußbaum. Das Gewächs hatte sich in den Jahren von einem Busch zu einem stattlichen Baum ausgewachsen und verströmte am Morgen, wenn sich Tau gebildet hatte, einen betörenden aromatischen Duft. Jetzt, in der Glut, war er nichts als ein trockenes Gehölz; aber er spendete Schatten, den einzigen weit und breit.

Santiago trat auf den Esel zu und tätschelte seinen Rücken.

¿Y qué, Platero? Wovon träumst du?

Das Tier bewegte seine buschigen Ohren, öffnete aber seine Augen nicht.

Ich weiß: von saftigen Kräutern und einer milderen Sonne. Aber das spielt es hier nicht.

Santiago hob den Kopf. Ein Schatten war über ihn

hinweggestrichen und hatte sein Gesicht gestreift. Ein Bussard: kreiste über ihrem kleinen Anwesen und nutzte die heiße Luft und ein leichte Brise, um sich ohne einen Flügelschlag treiben zu lassen. Eine Sichel, die das Blau des Himmels ritzte, das jetzt, am hohen Mittag, blass, fast aschfahl wirkte.

Santiago wandte den Kopf ab und sah hinüber zu dem kleinen Maisfeld hinter der Hütte. Die Blätter vergilbt, die Rispen verkümmert. Davon hatten sie früher nicht leben können, davon konnten sie auch heute nicht leben. Dennoch waren sie zurückgekehrt.

Marcela und er: Wie sie, des Sands und der Hitze und des wöchentlichen Pendelns nach Chihuahua überdrüssig, wo er ohnedies nur mindere Arbeiten angeboten bekam, die zu wenig zum Leben und zu viel zum Sterben abwarfen, sich entschlossen, ein neues, besseres Leben zu beginnen und dies im D.F. zu versuchen, von wo sie immer wieder die unglaublichsten Geschichten erreichten von abenteuerlichen Karrieren, die im Nichts und Nirgendwo begannen und ihren Zenit im Zentrum der Welt gefunden hatten, Geschichten, die ihren Traum von einem eigenen kleinen Laden und einem Häuschen am Stadtrand nährten, zur fixen Idee und derart bestimmend werden ließen, dass sie von nichts anderem mehr reden konnten, weshalb sie eines Tages, ohne sich lange besprochen zu haben, zusammenzupacken begannen und am nächsten Tag, beladen mit Taschen und Säcken und Körben, in denen sich all ihre Habseligkeiten befanden, aufbrachen, der Hütte und dem winzigen Grundstück Lebewohl sagten, den Bus bestiegen und hinunter in die Hauptstadt fuhren, die sie, durchgerüttelt und verschwitzt von der langen Fahrt, spätabends erreichten, wo sie niemand erwartete, keine Glücksfee, kein reicher Onkel, nicht

einmal ein wohlwollender Arbeitsvermittler, so dass sie nach wochenlanger erfolgloser Suche – das wenige Geld hatten selbst die Notunterkünfte und Tacostände auf den Straßen in besorgniserregendem Tempo aufgebraucht – auf einem Bergkegel östlich der Stadt strandeten, einem staubigen, windigen Ort, wo sich eine illegale Siedlung gebildet hatte – Hütten aus Brettern, Steinen, verschiedenem Gerümpel und Blech errichtet, winzige Gärten und Ställe, kein Stromanschluss, kein Wasser, von einer Kanalisation ganz zu schweigen –, in die sie Homero Pitol, den er unter den Arbeitsuchenden vor der Kathedrale kennengelernt hatte, brachte und der ihnen half, eine Behausung zusammenzuzimmern auf einer winzigen freien Stelle zwischen zwei Hütten, die er noch bei ihrer Ankunft gemeinsam mit Homero fachmännisch prüfend abschnitt, während Marcela, zur Salzsäule erstarrt, dastand, bis er sie von dem Gepäck, das sie noch immer verkrampft in ihren Händen trug, befreite, sich bei ihr unterhakte und sie an den Rand des Abhangs zog: Wind war aufgekommen, trieb Papier- und Plastikfetzen über den Boden, wirbelte Staub auf, zerrte an der Wäsche vor einer Hütte, Wolkenschatten wehten über die Landschaft, verdunkelten sie, gleich darauf strahlte alles wieder in gleißender Helligkeit, und unten, im Halbkreis um den Berg führend, sahen sie die Hauptstraße, das Winkelwerk der Barrios, dahinter die sich bis zur rostroten Sichel des Horizonts ausbreitende graue Ebene mit dem See, und links, im Nachmittagsdunst verschwimmend, das steinerne Meer der Stadt.

Er hob den Kopf. Marcela stand in der Türöffnung und blickte zu ihm herüber. Sie war gealtert und etwas in die Breite gegangen. Aber das war ja auch er. Es störte ihn auch nicht; was ihn betroffen machte, sobald er ihr

ins Gesicht sah, war ihr Blick: noch immer sanft, aber schwermütig; in den Augenwinkeln saß zwar noch das Lächeln, in das er sich – vor Jahrhunderten, wie ihm schien – verliebt hatte, aber verschattet von einer Traurigkeit, die sie nicht mehr verlassen hatte, wohl nie mehr verlassen würde.

Er trat auf sie zu.

Marcela, ¿qué pasa contigo?

Sie sah ihn an, strich ihm mit der Linken durchs Haar.

Nada. Nada extraordinario.

Erst jetzt bemerkte er das Glas in ihrer Rechten.

¡Bebe, mi amor!

Er nahm das Glas, hob es, sog das scharfe, würzige Aroma ein.

¿A esta hora?

¿Por qué no?

Er nahm einen Schluck, genoss den Brand, der sich die Kehle hinab ausbreitete, als entzündete sich tief drinnen in ihm eine Wüste und verglühte unter einem Lauffeuer, das jeden noch so versteckten Winkel erreichte und auflodern ließ. Üblicherweise gestattete sie ihm erst abends ein Glas Sotol, manchmal zwei. Nicht dass er sich betrank, aber der Schnaps machte ihn müde und schwer und benebelte seinen Geist, vor allem in der Hitze.

Aus der Hütte drang Rancheromusik. Marcelas Lieblingssender.

Doch da war noch ein anderes Geräusch.

Es kam nicht aus ihrer Hütte, es kam von der Landstraße, die einige hundert Meter entfernt die Wüste durchschneidet.

Sie blickten hinüber.

Auf der Straße, die ansonsten nur von LKW und ein

paar Bussen und, selten genug, PKW, meist Leihwagen, die Touristen mieteten, um einen Abstecher herunter nach Mexiko zu machen und die abgelegenen Ruinen von Casas Grandes zu besichtigen, frequentiert wurde und die Ciudad Juárez mit Chihuahua verband, hatte sich ein Stau gebildet: ein Fluss aus Kleinlastern, Pickups und schäbigen PKW, alle vollbepackt mit Menschen und Waren (die sich, mit Stricken festgezurt, auf Ladeflächen und Autodächern bedrohlich hoch auftürmten), ein bizarrer Karnevalszug, eine Art Flüchtlingskarawane rollte dort träge dahin, stockte, rollte weiter, aber nur in Richtung Norden, der Grenze zu.

¿Qué sucede allí?

Ni idea. Tal vez un accidente.

Ein Unfall? Noch nie im Leben hab ich auf der Straße so viele Autos gesehn. Die drei, vier Wagen pro Stunde ergeben doch unmöglich einen Stau!

Schau halt nach.

Marcela lächelte. Sie musste etwas wissen.

Santiago sah sie groß an, dann drückte er ihr das Glas in die Hand und rannte los.

Sie blickte ihm nach, wie er den Pfad entlanglief, eine graue Staubspur in die flirrende Einöde legte, dann machte sie kehrt und trat in das Halbdunkel ihrer Hütte.

Sie legte sich in die Hängematte, aber die Unruhe ließ sie nicht liegen bleiben. Sie richtete sich wieder auf und sah hinüber zum Tisch mit dem Kinderfoto an der Wand.

Santiago und sie: Wie sie noch nach Stunden, als es ihnen längst klar gewesen sein musste, dass sie ihren Kleinen nicht mehr, zumindest nicht hier, finden würden, durch das verwirrende, selbst nach oftmaliger

Benützung undurchschaubare Gewirr an Gängen, Treppen und Plätzen der Metrostation irrten, zum hundertsten Mal dieselben labyrinthischen Gänge, Treppen und Plätze ablaufend, ¡Coyotito! ¡Coyotito! rufend, jeden Vorbeikommenden aufgeregt, dann verzweifelt, schließlich unter Tränen fragend, ob er nicht einen kleinen, etwa fünfjährigen Jungen mit schwarzem Haar, dunkelbrauner Hautfarbe und Augen so schwarz und leuchtend wie Obsidian gesehen habe, aber in dieser Stadt, diesem Moloch, der alles verschlang, was zart und schwach und für ein Leben hier ungeeignet war und selbst Hartgesottene zur Verzweiflung bringen konnte, gab es Millionen Kinder, auf die diese Beschreibung passte, Hunderte Menschen, die täglich verschwanden und nicht mehr auftauchten, verschluckt, vertilgt und irgendwo wieder ausgespieden, Namen, gelöscht auf einer Landkarte und durch neue ersetzt, weshalb die Karte ihr Aussehen ständig änderte, Gesichter, die auf handgeschriebenen Zetteln und Formularen auf den Pinnwänden der Metrostationen auftauchten, ¿Quién me ha visto?, ¿Quién me conoce?, oder, noch schlimmer, Namenlose, verschwunden und ersetzt durch Namenlose, die ihrerseits wieder verschwanden und ersetzt wurden, weshalb sie immer nur ein bedauerndes, belästigtes oder teilnahmsloses Kopfschütteln erhielten, was wolln die beiden, solln sie doch besser aufpassen auf ihr Erzeugnis, was müssen die auch, bis ihre Sorge sich in Ahnung verwandelte und ihre Ahnung zur Gewissheit wurde: Coyotito war weg, war fort, war verschwunden und würde (aber das wollten sie noch nicht denken, selbst in den folgenden Tagen und Wochen und noch Monate später sich nicht eingestehen) nicht mehr zu ihnen zurückkehren, nie mehr mit ihnen zusammen sein, kein Kinderlachen, keine entnervenden, weil wie-

der und wieder gestellten Fragen, kein zärtliches Schnurren, wenn er zwischen ihnen in der Hängematte lag und an Santiagos Bartstoppeln zupfte oder sie ins wachsende Doppelkinn kniff, sie würden wieder ein kinderloses Paar sein, aber eines mit einer Wunde, die nicht, niemals mehr verheilen würde, weil der Verlust nicht zu verschmerzen und schlimmer war als bei einem Todesfall, weil sie immer, bis zu ihrem eigenen Ende daran denken würden, ob Coyotito nicht doch lebte und wo und mit wem und dass er eines Tages auftauchen, vor ihnen stehen und sagen würde: Da bin ich wieder, Mamá, Papá, ich bin wieder da, so dass sie ihre Hoffnung, jemand habe ihn mitgenommen und bei der Metroleitung oder auf einer Polizeistation oder in einem Kinderheim abgegeben, nicht aufgeben wollten, besser: nicht aufgeben konnten, selbst als sie alle nur erdenklichen Heime und öffentlichen Stellen abgeklappert hatten, wo sie jeder mitleidig behandelte und, wenn sie ihre Adresse nannten, die im Grunde keine war, kopfschüttelnd entließ, suchten sie weiter, sprachen sie bei denselben Adressen von neuem vor, bis sie eines Tages El Loco, dem Verrückten, in die Hände liefen: In seinem Phantasiekostüm aus rotem Umhang, funkelndem Brustpanzer, Ledersandalen und einem bunten Federschmuck stand er, ein Faktotum dieser an skurrilen Persönlichkeiten nicht gerade armen Stadt, vor ihnen, als wäre er einem drittklassigen Hollywoodschinken entsprungen, die Arme beschwörend zu aztekischen oder sonst irgendwelchen Göttern erhoben, seine Weisagung in pathetischem Tonfall verkündend (und sie konnten nicht, auch später nicht, herausfinden, woher er wusste, was sie suchten und durch die Stadt trieb), sie würden ihren Sohn nicht finden, sie könnten aber beruhigt wegziehen, das göttliche Auge ruhe auf ihm,

es gehe ihm gut.

Sie hob den Kopf. Santiago stand in der Türöffnung, aufgeregt und verschwitzt.

Necesito agua.

So durstig?

Nicht für mich. Für den Wagen.

Sie hob die Augenbrauen, sagte aber nichts, wies nur wortlos mit dem Kopf auf den Holzzuber unter dem Tisch.

Y sotol.

Noch ein Glas?

Nicht für mich. Für den Fahrer.

Mit dem Holzzuber in der einen und dem Plastikkanister in der anderen stürzte Santiago hinaus.

Marcela erhob sich, um ihm nachzuschauen. Auf der Landstraße war die Karawane zum Stillstand gekommen. Ein Wagen stand abseits, die Kühlerhaube geöffnet. Ein Mann hatte sich über den Motor gebeugt und hantierte darin herum wie ein Chirurg in der Bauchhöhle eines Patienten. Auf ihn steuerte Santiago zu.

Die beiden palaverten und gestikulierten, dann hoben sie gemeinsam den Holzzuber und gossen Wasser in den Kühler. Dampf stieg auf, verflüchtigte sich in der flirrenden Luft. Dann reichte Santiago dem Fahrer den Kanister, der ihn hochhielt und einen dicken Strahl in seine Kehle fließen ließ. Desgleichen tat Santiago. Der Mann schloss die Kühlerhaube, klopfte mit der Rechten darauf, als handle es sich um einen Esel, den es begütigend anzutreiben galt, nickte, trank einen weiteren Schluck. Desgleichen Santiago. Dann sagte Santiago etwas, worauf der Fahrer herüberblickte, die Hand hob, winkte. Marcela winkte zurück. Darauf stieg der Mann, nachdem sich die beiden Männer mehrmals umarmt

hatten, in den Wagen und ordnete sich in die wieder ins Rollen gekommene Karawane ein.

Santiago kehrte mit einem leeren Wasserzuber und einem halbleeren Sotolkanister zurück.

Ihr habt ja ganz schön getrunken.

Gab ja auch was zu feiern.

Dass der Wagen wieder fährt?

Dass die Grenze offen ist! – Santiago machte eine Pause, um die Wirkung seiner Nachricht zu prüfen. Marcela erwiderte nichts. – Stell dir vor: Sie haben die Grenze geöffnet! Jeder kann hinüberfahren und wieder zurück, ganz wie es ihm beliebt!

Yo sé.

¿Tú sabes? ¿De quién?

De la radio.

Und hast nichts gesagt?

Marcela erwiderte nichts. Sie blickte nur hinüber zum Bild an der Wand.

Wir könnten zusammenpacken und nach Ciudad Juárez und hinüber nach El Paso fahren. Irgendwer würde uns schon mitnehmen.

Yo sé.

Wir könnten uns drüben umsehn. Eine Arbeit finden. Eine Wohnung mit weniger Sand und Staub und mehr Platz. Wir könnten –

Santiago!

Er hielt inne.

Santiago, ich glaube, das ist keine gute Idee. – Sie sah ihm fest in die Augen. – Wir sind schon so oft umgezogen. Wir sind von hier fort, und wir sind hierher zurückgekehrt, und das aus gutem Grund. Ich mag nicht mehr weg.

Pero –

Ich weiß, was du sagen willst. Es ist hart hier, aber

es ist Unser. Kein Mensch kann kommen und uns vertreiben oder uns anschaffen, was wir zu tun und zu lassen haben. Das wollten wir doch immer.

Pero –

Créeme, amor: Die kommen alle wieder. Über kurz oder lang kommen sie wieder. Die meisten zumindest. Und die andern liegen unter der Erde, von einem Killer aus dem Weg geräumt oder bei einem Raufhandel erschlagen.

Er schwieg. Die Euphorie war verflogen. Er sah die Doppelstadt vor sich, das verwinkelte, verwirrende Häusermeer mit den schnell wachsenden Armenvierteln, die sich wie ein Gürtel immer enger und enger um die Stadt schlossen. Er sah den Fluss mit den Brücken und den Grenzbalken, die nun gehoben waren und unter denen tausende und abertausende Wagen mit winkenden, johlenden, singenden Menschen durchfuhren. Er sah die Toten auf den Müllhalden und in zufällig gefundenen Gruben, von denen mittlerweile täglich im Radio berichtet wurde und die die Zahl der Geburten bereits überstiegen. Er sah die Soldaten und Polizisten, die, schwer bewaffnet, die Straßen auf und ab patrouillierten und, hüben wie drüben, auf alles Verdächtige schossen.

Er nickte.

Marcela, tienes razón.

Er umarmte sie und drückte sie an sich.

Sie strich ihm durchs Haar.

Ich brauch Wasser, Santiago. Ich mach uns Pozole.

Er nickte. Er nahm den Holzzuber und stellte ihn draußen am Brunnenrand ab. Dann trat er zum Esel unter dem Beifußbaum und band ihn los.

¡Vámonos, Platero! Zeit zu arbeiten.

Das Tier bewegte seine Ohren, machte ein paar unwillige trippelnde Schritte am Stand, trabte schließ-

lich mit gesenktem Kopf neben Santiago her zum Brunnen, wo er es anschrirte.

Zwei, drei Kübel, Platero. Mehr nicht, ja?

Er gab dem Esel einen Klaps, worauf sich das Tier in Bewegung setzte, begleitet von Santiago, der ihm hin und wieder einen Stoß in die Flanke gab.

Marcela tiene razón, Platero: nos quedamos. Wir gehn nicht mehr weg.

Von der Landstraße drang noch immer das Geräusch der Wagen, aber leiser jetzt, verhaltener, wurde schließlich übertönt vom Stampfen der Hufe, vom Schnauben des Esels und vom Ächzen der ausgeleierten Winde.